

OSKAR
KROON

WARTEN
AUF
WIND




HUMMEL
BURG

Oskar Kroon
Warten auf Wind

Oskar Kroon

WARTEN
AUF
WIND

Aus dem Schwedischen
von Stefan Pluschkat


HUMMEL
BURG

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet auf www.dnb.d-nb.de abrufbar.



Die Übersetzung dieses Titels wurde finanziell unterstützt von:
Kulturrådet / The Swedish Arts Council

**SWEDISH
ARTSCOUNCIL**

Quellenangabe:

S. 243 – Adam Gottlob Oehlenschläger: »Lehr mich sterben«
(1814, übersetzt von K. Schumacher). In: Ludwig Erk, Friedrich Erk, Wilhelm Greef
(Hrsg.): *Chorbuch des »Sängerhain«*. Ausgabe B, 2. Band, Verlag Baedeker,
Essen (1899), S. 96 f.

1 3 5 4 2

© 2021 Hummelburg Verlag

Imprint der Ravensburger Verlag GmbH

Copyright © Oskar Kroon and Brombergs Bokförlag, 2019

First published by Brombergs Bokförlag, Stockholm, 2019

German edition published in agreement with Koja Agency.

Die Originalausgabe erschien 2019
unter dem Titel »Vänta på vind« bei Brombergs Bokförlag.

Covergestaltung: Felicitas Horstschäfer

Alle Rechte dieser Ausgabe vorbehalten durch
Hummelburg Verlag

Imprint der Ravensburger Verlag GmbH,
Postfach 2460, 88194 Ravensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-7478-0035-5

www.hummelburg.de

Draußen vor dem Fenster sieht man die Spuren des Sturms.
Wir sind jetzt allein, Mama und ich. Gehen schweigend durch die kahlen Flure.

Wir sehen frischgebackene Eltern, die strahlen. Alte und Kranke mit leeren Augen. Jeden Moment könnten sie zusammenbrechen und sterben. Aus einem Aufzug wird ein Bett mit einem bärtigen Mann geschoben, der stumpf vor sich hin starrt. Ärzte eilen vorbei, Kinder weinen, Papas trösten.

Plötzlich taucht vor uns die Cafeteria auf, hier können wir kurz verschnauften.

»Tief durchatmen«, sagt Mama und kneift die Augen zusammen, aber nervös ist sie trotzdem.

Sie bestellt Kaffee, ich nehme eine Limo, würde aber viel lieber Opas Rhabarbersaft trinken.

»Ich weiß, dass du zurückwillst«, sagt Mama und nickt in die hintere Ecke der Cafeteria, aber ich sehe dort nur die Tür zu den Toiletten.

»Zurück auf die Insel, meine ich.«

»Ja, schon,« sage ich.

»Aber Papa möchte dich so gerne sehen. Und ich hab dich so vermisst.«

Kurz sieht es aus, als würde sie gleich wieder weinen, worauf ich jetzt echt keinen Nerv habe, aber dann beugt sie sich vor



und streicht mir über die Wange. Ich drehe mich weg, obwohl ich sie wahrscheinlich lassen sollte.

»Das alles war nicht leicht für dich«, sagt sie, »für keinen von uns.«

»Für Papa schon«, sage ich und starre weiter zur Toilettentür.
Rumsitzen und reden ...

»Auch für Papa nicht, mein kleiner misstrauischer Liebling.«

»Kannst du endlich aufhören, mich Liebling zu nennen? Lass es einfach.«

Dann sind wir eine Weile still. Nur ein paar einzelne Seufzer von Mama.

»Für Papa war es auch nicht leicht«, wiederholt sie dann, und ich fasse es nicht, dass sie ihn in Schutz nimmt.

»Mmh, schon klar ...«

»Vinga –«

»Habt ihr überhaupt miteinander gesprochen, Papa und du?«
Mama lacht. »Natürlich haben wir miteinander gesprochen.

Das ist doch wohl klar. Natürlich sprechen wir miteinander.«

»Aha, schön für euch.«

Verletzt senkt sie den Blick.

»Schön, dass ihr miteinander redet. Schön, dass alles so klar ist. Echt super«, sage ich.

»Ja.«

Dann schweigen wir wieder. Bis Mama mit einem Ruck aufsteht. Jetzt ist es so weit. Sie stößt einen tiefen Seufzer aus und drückt mich ganz fest an sich.



»Mein Liebling«, flüstert sie.

Sie kann es einfach nicht lassen, aber diesmal sage ich nichts.

Dann geht es zurück zu den Fluren und Aufzügen und Treppen, aber Mama scheint zu wissen, wo wir hinmüssen.

Klar, sie hat ja *mit Papa gesprochen*.

Ich fange an, ihr von den Pottwalen zu erzählen, denn man kann ja nicht die ganze Zeit schweigen. Inzwischen bin ich gut darin, von den Tieren zu erzählen, die tief im Ozean leben. Außerdem halte ich es nicht aus, über alles andere nachzudenken.

Wahrscheinlich hört Mama mir gar nicht zu, aber ich rede trotzdem weiter. Darüber, dass Wale ganz allein leben, in der Tiefe des Meeres, manchmal wochenlang durch die Ozeane schwimmen und dabei traurige Lieder singen, die kilometerweit zu hören sind. Dass sie sich trotzdem zusammen um die Jungtiere kümmern, sich gegenseitig helfen. Dass sie bis zu drei Kilometer tief tauchen können und selbst in pechschwarzer Dunkelheit den Weg finden. Dass es die Meere ohne sie gar nicht gäbe. Dass die Erde aufhören würde, sich zu drehen, wenn die Pottwale nicht ständig um sie herumschwämmen, Runde um Runde um Runde.

»Hast du gewusst, dass Pottwale von allen Tieren das größte Gehirn haben?«

Mama guckt starr geradeaus.

»Da!«, sagt sie plötzlich. »Da vorne ist es.«

»Ob sie auch das größte Herz haben, weiß ich allerdings nicht, vielleicht sind Elefanten ...«



Wir gehen durch eine Glastür. Dahinter setzt Mama sich auf einen der grünen Stühle an der Wand.

»Ich warte hier«, sagt sie und zeigt auf die Tür, die ich jetzt wohl öffnen soll.

»Kommst du nicht mit?«, frage ich.

»Geh du vor, ich komme später nach.«

Als sie das sagt, verändert sich ihr Gesicht. Ein Zucken, wie wenn man gleich lachen muss, oder wenn Tränen nicht richtig rauswollen. »Sag, dass ich nachkomme, dann wissen sie Bescheid. Na los!«

Sie deutet auf die Tür, aber ich rühre mich nicht vom Fleck. Ich will das alles nicht. Verdammt, ich will einfach nur zurück auf die Insel. Zurück zu Rut, zu Opa, zum Boot, zum Sommer ...

»Wusstest du, dass ein neugeborener Pottwal eine Tonne wiegt?«

»Mach schon, Vinga«, sagt Mama.

Dann drückt sie mich noch einmal ganz fest. Hinter ihr ist ein großes Fenster, das zum Krankenhauspark zeigt. Überall abgebrochene Äste und Müll, umgefallene Schilder und vom Dach gerissene Regenrinnen. Aber hier drinnen ist es still. Wie nach einer Naturkatastrophe. Nur ein leises Surren, dann schreit irgendwo ein Baby. Schritte auf dem Flur und eine brummende Kaffeemaschine.

Eigentlich muss ich nur zur Tür gehen und anklopfen. Das ist alles.

Das ist alles.



DIE INSEL – EIN PAAR WOCHEN ZUVOR

Abends sitze ich immer hier oben auf der Klippe. Ich schaue aufs Meer hinaus und warte, dass die Sonne darin versinkt. Ich hab meine Schiffermütze auf dem Kopf und das Herz am richtigen Fleck. Ich träume von Aberdeen, Lissabon und Valparaíso. Von fremden Häfen und entlegenen Orten.

Da unten im Meer gibt es so viel zu entdecken. Jetzt am Abend wirkt es fast ein bisschen ausgestorben, aber unter der Oberfläche ist jede Menge Leben und Bewegung. Randvoll mit Geheimnissen ist das Meer. Genauso wie der Himmel. Erst ziehen dort oben schwarze Schatten vorbei, und dann, in der Nacht, leuchten die Sterne. So groß, so weit weg.

»Einfach unglaublich«, sagt Opa. Dann seufzt er, und sein Blick wandert zurück zur Erde. »Die Ewigkeit und die Unendlichkeit.«

Die Ewigkeit und die Unendlichkeit.

Manchmal drehe ich mich um und schaue zu Opas Haus. Eigentlich sieht es eher aus wie eine kleine quadratische Scheune. Wenn es dunkel wird, leuchtet die weiß gekalkte Fassade. Aus dem Schornstein steigt Rauch auf. Rauf in die Unendlichkeit.

Wenn in den Fenstern Licht brennt, weiß ich, dass Opa gerade in der Küche werkelt. Er kocht Tee und deckt den Tisch. Und summt irgendein altes Seemannslied.



Ich bleibe auf der Klippe, bis die Sonne verschwunden ist. Spüre, wie die feuchte Luft und der Meeresduft heraufsteigen. Denke an Nachtsegelfahrten über den Ozean und die Wale, die friedlich in der schwarzen Tiefe schlummern. An Thunfische und Riesenkraken. An Algen, Seegras und all die zwielichtigen Hafenviertel, die draußen in der Welt auf mich warten.

Und ich denke an das Boot unten am Steinstrand. An die kleine Schnigge, die auf ihre Jungfernfahrt wartet.

Aber an Papa und Angelica denke ich nicht. Die sind weit weg mit ihrem Glück und ihrem tollen Balkon, auf dem sie Tomaten ziehen.

Die Hitze hält sich hier draußen, tagein, tagaus, von früh bis spät, man schwitzt wie verrückt, aber normal ist das alles nicht.

Der Sommer ist überall und so brennend heiß, dass alles austrocknet. Das Gras ist gelb, und bei jedem Schritt wirbelt Staub auf. Alle hoffen auf Regen. Im Radio wird von Waldbränden und Wassermangel auf dem Festland berichtet. Davon, dass alte Leute an Hitzschlag sterben und Einweggrills jetzt verboten sind.

Ich rücke meine Mütze zurecht und werfe einen letzten Blick zum Leuchtturm, um zu schauen, ob er auch leuchtet. Dann gehe ich zurück zum Haus.

Der Leuchtturm ist natürlich immer in Betrieb, aber Opa meint, man muss ihn trotzdem kontrollieren.

»Wir wollen ja nicht, dass hier in der Nacht ein Schiff auf die Klippe läuft«, sagt er. Hat er schon immer gesagt.



Insgeheim wünsche ich mir das aber manchmal. Weil Opa und ich dann rausrudern und die Schiffbrüchigen retten könnten. Wir würden die ganze Nacht auf dem Meer verbringen, am Morgen mit letzter Kraft die Anhöhe hochklettern und uns in Opas Haus vor dem Kamin aufwärmen. Wir könnten den Schiffbrüchigen Zwieback und Schnaps anbieten, und sie würden uns von all ihren Abenteuern erzählen, von den Frachtgütern und exotischen Tieren, Meeren und Hafenkneipen. *Die Gekenterten*, denke ich. *Die Schiffbrüchigen*. Auf der Seekarte würden sie uns zeigen, wo sie überall gewesen sind.

Aber der Leuchtturm ist an.

Auch der Albatros lässt sich nicht blicken.

Eigentlich lässt er sich nie blicken, nur Opa hat ihn einmal gesehen. Behauptet er jedenfalls.

Die letzten Meter zum Haus renne ich immer. Dann freue ich mich schon auf drinnen. Sollen die Dämmervögel ihre traurigen Lieder für jemand anderen singen. Oder fürs Meer.



Auf der Insel ist alles wie immer.

Das Leben geht hier weiter, trotz Naturkatastrophen und Problemen auf dem Festland. Selbst an den klarsten Tagen sieht man nicht weiter als bis zum Horizont. Der Rauch weht nicht bis hierher, und von Sirenen ist auch nichts zu hören. Wie immer schlurfen die alten Latzhosenmänner herum und tragen Zeug durch die Gegend. Oder sie hocken auf irgendeiner Bank und grinsen, wenn man an ihnen vorbeigeht.

Früher dachte ich immer, ihr Grinsen wäre freundlich, aber inzwischen bin ich mir da nicht mehr so sicher.

Wie immer brüten die Vögel in Opas Nistkästen, und wie immer ist der Flieder längst verblüht.

»Jetzt hast du ihn auch dieses Jahr verpasst«, sagt Opa, als wir unterm Fliederbaum im Schatten sitzen und Rhabarbersaft schlürfen.

Ein paar Wochen vor dem letzten Schultag rief Opa bei uns an und sagte: »Jetzt blüht er!« Danach wollte ich nur noch weg aus der Stadt. Mama meinte, ich sei die ganze Zeit mies gelaunt und muffig, dabei war sie viel schlimmer.

Ja, der Flieder ist verblüht, aber die Vögel singen weiter.

Wie immer holt Opa abends nach dem Tee und dem Zwieback das Schiffsschach raus. Er zündet seine Pfeife an, und manchmal schenkt er auch ein Schnäpschen ein, aber nur für sich natürlich.



Wenn ich nach Hause fahre und an der neuen Schule an-
fange, bin ich bestimmt die beste Schachspielerin der ganzen
Stadt, sagt er.

Ich erzähle ihm nicht, dass ich außer ihm niemanden kenne,
der Schach spielt, dass ich außer ihm vielleicht überhaupt nie-
manden kenne. Und den Gedanken an *die neue Schule* versuche
ich sofort zu verscheuchen.

»Schachmatt«, sagt Opa. Noch nie habe ich gegen ihn ge-
wonnen.

Danach hören wir wie immer den Seewetterbericht im Radio.

Es wird gewarnt vor der extremen Brandgefahr in Wäldern
und auf den Feldern. Vielerorts wüten die Brände schon, Men-
schen müssen evakuiert werden und können nur das Allernö-
tigste retten. Nebel über Bottenvik und Norra Kvarken, sonst
beständiger Hochdruck, leichter Westwind. Gute Sicht an der
Südküste der Insel Utsira.

Ein Sommer der Rekordtemperaturen.

Wenn Opa das Radio ausmacht, ist Schlafenszeit. So war es
schon immer. Er zieht ein allerletztes Mal an seiner Pfeife und
sagt: »Tja, wieder ein Tag rum.«

Wenn es hier Internet gäbe. Wenn ich mein Handy hätte.
Dann würde ich mir jetzt bestimmt noch irgendwas angucken
oder Musik hören. Aber hier draußen gibt es nur das Meer, und
ich male mir aus, wo ich überall hinsegeln könnte. Im Bett
schaue ich mir noch eine Weile Opas Seekarten an, träume von
Inseln und Schären und Meeresgräben und Sandbänken, wäh-



rend Opa in der Küche röhrt. Dann kommen die Seemannslieder. Opa pfeift nur, aber ich kenne den Text. Das Lied handelt von der Brigg Bluebird, die dazu verdammt ist, ein Wrack zu werden.

Irgendwann höre ich die Tür, weil Opa Holz holen geht. Das brauchen wir morgen früh, um Kaffee und Haferbrei zu kochen.

Aber wie er zurückkommt, höre ich nie. Dann schlafe ich schon.

Ja, auf der Insel ist alles wie immer.

Fast jedenfalls.

Denn in mir drin ist etwas anders.

Und dann ist da noch die Sache mit dem Boot. Mit der Schnigge.

Die Schnigge bekam ich, sobald wir allein auf der Insel waren. Opa und ich. Wir hatten Mama am Fähranleger verabschiedet und schlenderten am Strand entlang nach Hause.

Opa legte mir einen Arm um die Schultern, wie er das manchmal macht.

»Endlich allein.«

Ich konnte ihm nur zustimmen.

Endlich.

Wie sehr ich mich danach gesehnt hatte. Die letzte Zeit in der Stadt hätte ich nicht ausgehalten ohne den Gedanken an den Sommer, an Opa und die Einsamkeit hier draußen. Endlich wieder auf der Insel.

Wenn man vom Hafen zu Opa will, kann man den Weg durchs Dorf nehmen, aber wenn wir nichts Schweres zu schleppen haben, gehen wir fast immer am Strand entlang. Das dauert ein bisschen länger, aber man trifft kaum Menschen, und Opa muss nicht alle naselang stehen bleiben und mit Leuten quatschen, die zu ihm kommen und Fragen stellen und einem auf den Rücken klopfen. Am Strand sind nur die Vögel. Opa sagt dann immer ihre Namen auf: Steinwölzer, Mantelmöwe, Küstenseeschwalbe. Das hat er schon immer so gemacht.

Wenn man den Strandweg nimmt, muss man um die Leuchtturmklippe herum. Der Hafen und die Schiffe verschwinden



hinter einer steilen Felswand, und vor einem liegt nur noch Meer. Über einem ragt der Leuchtturm auf, und weit draußen sieht man den Horizont. Meistens ziehe ich hier meine Schuhe aus und laufe barfuß weiter. Die runden Steine sind warm und glatt. Manchmal tut man sich ein bisschen weh, aber auf gute Weise: Von den Steinchen kriegt man nämlich Sommerfüße. Die bekomme ich immer.

Wir waren gerade am Leuchtturm vorbei, da leuchtete in der Ferne das weiße Haus, oben auf der Anhöhe. Aber bevor wir uns die steile Holzterre hochschleppten, blieben wir noch ein bisschen am Strand und spähten zu dem Felsen, auf dem laut Opa manchmal Lummen sitzen. Aber an diesem Tag waren dort nur Möwen und Seeschwalben, Seeschwalben und Möwen.

Als wir nach Hause kamen, lag etwas auf dem Küchentisch. Ein zerknautschtes braunes Paket.

Opa hängte seine Mütze an den Haken, legte seine Pfeife in ein Schälchen und setzte Kaffee auf. Dann nickte er zum Tisch und vergrub die Hände in den Latzhosentaschen.

»Na, dann mach's mal auf«, murmelte er.

In dem Paket lag eine Schiffermütze, fast genau so eine wie Opas. Nur etwas kleiner und viel blauer und neuer.

Opa sah zufrieden aus, als er dort vorm Herd stand. Er strahlte richtig. Aber das eigentliche Geschenk war das Geschenkpapier.

Eine Karte.

Wie eine richtige Schatzkarte sah sie aus. Vergilbt, zerknittert



und mit angesengten Rändern. Ich setzte mich damit an den Küchentisch und studierte sie gründlich. So macht man das mit Schatzkarten. Man runzelt die Stirn und summt ein bisschen vor sich hin.

Als ich kleiner war, hat Opa oft Schatzkarten für mich gezeichnet. Damals stellten sie meistens den Garten dar und endeten fast immer unter Opas Fliederbaum, wo er eine Lakritzpfeife oder irgendeine andere Kostbarkeit versteckt hatte.

Ich blieb eine Weile sitzen und tat so, als müsste ich grübeln, um Opa nicht zu enttäuschen. Außerdem blieb ihm so genug Zeit, um in Ruhe seinen Kaffee zu schlürfen. Opa kann echt gut zeichnen. Schiffe und Wellen und Fische und Möwen. Als ich klein war, hat er mich manchmal mit einem Kugelschreiber tätowiert. Wenn ich dann im Meer schwamm und die Anker und Möwen weggespült wurden, musste ich immer heulen. Inzwischen fragt er nicht mehr, ob ich eine Tätowierung will, aber Schatzkarten zeichnet er offenbar immer noch.

Die Karte zeigte die Insel aus der Vogelperspektive, ringsum war das Meer. Es gab hohe Wellen, und weit draußen ging gerade ein Schiff unter. Ein riesiger Krake zog es mit seinen langen Tentakeln in die Tiefe. Ich konnte den Fähranleger und das Dorf erkennen. Den Großen Wald, Opas Haus und den Holzschuppen. Die Anhöhe, den Leuchtturm und den Strand.

Und genau da war das Kreuz eingezeichnet. Der Schatz.

Am Strand, gleich unterhalb des Leuchtturms, wo wir gerade erst entlangspaziert waren.



»Ich war mir nicht sicher, ob du dafür schon zu groß bist«, sagte Opa, ohne sich umzudrehen. Ich antwortete nicht. Ich wusste es nämlich selbst nicht. Wahrscheinlich war ich tatsächlich zu groß, aber so fühlte es sich nicht an. Nicht tief in mir drin.

»Kommst du mit?«, fragte ich dann.

Da nickte er zufrieden, und seine Augenbrauen hüpfen nach oben.

Noch bevor er in seine Sandalen schlüpfen und sich die Mütze aufsetzen konnte, war ich schon draußen beim Holzschuppen. Ich hatte es so eilig, dass ich nicht mal den Schafen Hallo sagte, die dort weideten. Schnurstracks flitzte ich runter zum Strand. Einen Moment lang gafften die Schafe mir nach, aber dann setzten sie ihr ewiges Gemampfe fort.

Nein, ich war noch nicht zu groß für so was.

Auf halber Treppe blieb ich stehen und wartete, bis Opa oben auftauchte.

»Lauf ruhig vor!«, rief er. »Ich kenne den Weg.«

Deshalb war ich allein, als ich das Strandstück unterhalb des Leuchtturms erreichte. Schon von Weitem sah ich es. Das Boot. Ein Holzboot. Ein Kahn? Es lag an Land, kurz vor der Klippe. Vorhin waren wir an der Uferlinie entlanggelaufen. Wahrscheinlich hatte ich das Boot übersehen oder einfach nicht darauf geachtet, aber jetzt sah ich nichts anderes mehr.

Als Opa mich einholte, stand ich stumm da und machte große Augen. Ich verstand die Welt nicht mehr.

»Es gehört dir«, sagte Opa nur.

»Mir? Das Boot?«

»Das Boot«, sagte Opa und nickte.

»Ganz sicher?«, fragte ich.

»Ganz sicher.«

Er erklärte mir, dass es sich bei dem Boot um eine kleine Schnigge handelte, aber bevor ich damit aufs Meer könnte, müsste ich sie seetauglich machen. Gleich daneben lagen ein Segel und jede Menge Stangen und Seile.

In der Schnigge gab es eine kleine Bank, auf der man sitzt, wenn man das Ruder bedient, und eine Planke mit einem Loch. Für den Mast, erklärte Opa. Aber erst müssten wir das Segel flicken und das Boot abdichten, schmirgeln, schleifen und lackieren. Und wir bräuchten neue Leinen und Wantenspanner.

Bevor wir die Schnigge zu Wasser lassen könnten, gäbe es noch allerhand zu tun. Aber wenn ich wollte, dann ...

»Ich will!«

Ich schrie vor Freude und konnte mein Glück kaum fassen.

Ich rannte über den Strand, und dann drückte ich Opa so fest und so plötzlich, dass ihm die Pfeife aus dem Mund purzelte.



Mama und Papa fanden es seltsam, dass ich so lange bei Opa auf der Insel bleiben wollte. Und ich fand seltsam, dass sie es seltsam fanden.

»Aber was willst du den ganzen Sommer dort draußen machen?«, fragte Mama. »Was, wenn es nur regnet?«

Sie hätten sich echt keine Sorgen machen müssen. Schließlich habe ich jede Menge zu tun. Von morgens bis abends bin ich unten am Strand und arbeite am Boot. Und geregnet hat es bis jetzt keinen Tropfen.

Am Anfang ist Opa noch mitgekommen und hat mir geholfen. Wir haben Werkzeug und Planken, Schaber und Stahlbürsten die Treppe runtergeschleppt. Im Dorfladen hatte Opa einen Haufen Zeugs bestellt; bergeweise Dübel und Schrauben, die er im Holzschuppen versteckt hatte. Außerdem hatte er für die Schnigge verschiedene Holzteilchen geschnitzt, aber ich hatte keine Ahnung, wofür sie gut sein sollten. Opa musste mir ganz genau zeigen, was zu tun war und wo alles hingehörte.

Eines Morgens ging er dann zu seiner Nachbarin rüber, zu Ylva, der Schafbäuerin.

Ylva trägt genau so eine Latzhose wie Opa, aber ihre ist grün. Ihre grauen Haare bindet sie immer zu einem Knoten zusammen, und ihre Finger sind lang und krumm. Ylva ist Opas beste Freundin, sagt sie und umarmt einen immer ein bisschen zu fest.

